

»Einen liebenden Vater stelle ich mir anders vor«

Krebspatientinnen ringen mit Gott

Wie kann Gott gerecht und gütig sein, wenn es Leid gibt? Menschen mit schwerer Erkrankung beschäftigt das nicht theoretisch, sondern aus Bedrängnis. Ihre Fragen und Antwortversuche fordern Theologie wie Seelsorge heraus. Beispiele aus Gesprächen mit Betroffenen.

Zur Theodizee und ihren verwandten Themen und Fragestellungen haben Tradition und Lehramt über die Jahrhunderte in vielfältiger Weise Stellung genommen. Immer wieder wurden neue Theorien versucht und verworfen. Von Augustinus, Anselm und Thomas über Leibnitz und Hegel bis zu Teilhard de Chardin oder John Hick gibt es kaum PhilosophInnen oder TheologInnen, die sich nicht mit dem Theodizee-Problem beschäftigt hätten.

Mein Interesse galt neben der theologisch-philosophischen Auseinandersetzung der praktischen Relevanz dieser Überlegungen.¹ Als Pastoraltheologin darauf »gedrillt«, den Kontext, nämlich den menschlichen Alltag, stets mit im Blick zu haben, wagte ich mich dorthin, wo die Frage nach Gottes Güte angesichts des Leidens täglich virulent wird: auf onkologische Stationen, Palliativstationen und in Hospize. Die dort geführten Gespräche mit krebserkrankten Frauen ver-

leihen der Frage nach Gott im menschlichen Schmerz und Leid eine sehr konkrete Gestalt und illustrieren, welchen Stellenwert diese Frage im Zusammenhang mit einer Krebserkrankung haben kann.

Alle meine Gesprächspartnerinnen beschäftigten Fragen nach dem Warum, nach dem Sinn, nach Gerechtigkeit. Das Gegenüber ihrer Angst, ihrer Schuldgefühle, ihrer Verbitterung, Forderungen und Anklagen, Demut oder Resignation, aber auch ihres Vertrauens ist selbst bei einem

»Gott ist präsent und er ist wichtig.«

eingeschränkt personalen Gottesverständnis immer Gott. Doch so unterschiedlich wie die Frauen selbst sind auch ihre Gottesbilder und Erklärungsversuche.

Gott taucht in den verschiedensten Formen und Bildern auf – liebevoll und stützend, prüfend, strafend und unterdrückend, als unfassbar diffuse Energie und doch Dialogpartner, als Schöpfer und Zerstörer, dessen Liebe und Güte nicht mehr nachvollziehbar sind, als unfassbar Großes und Ganzes, das rätselhaft und allein über Existenz und Sinn allen Daseins entscheidet, als Großer Meister und oberster Chef, Poker-

und Würfelspieler, Tyrann, Richter, Vater, Vollstrecker, Heiler und Hoffnungsträger.

Gott ist präsent und er ist wichtig. Er wird zur Zielscheibe von Angriffen und zur Projektionsfläche von Hoffnungen, Wünschen und Erwartungen. Er ist derjenige, an dem die Patientinnen sich festhalten oder zu zerbrechen drohen.

Alle Frauen wollten Antworten auf ihre Fragen. Sie wollten wissen, warum sie gelitten haben und leiden, warum sie sterben, ihre Partner und Kinder zurücklassen, Schmerzen aushalten

»Alle Frauen wollen Antworten.«

und Angst haben müssen. Sie wollten wissen, welchen Sinn all das haben kann. Ob es persönlich zu nehmen ist oder nicht. Was daran fair und gerecht sein soll. Gott als primäre Ansprechperson in all diesen Fragen soll endlich Antwort geben – was er bekanntlich nicht tut. Die Auffassung der unbedingten Verlässlichkeit und Menschenfreundlichkeit Gottes lässt sich im Zuge einer Tumorerkrankung nicht so ohne weiteres aufrechterhalten.

Theodizee-Problem

»Im gewissen Sinn wird das Problem des Schmerzes durch das Christentum eher geschaffen als gelöst; denn der Schmerz wäre kein Problem, hätten wir nicht, vergraben in unsere tägliche Erfahrung mit dieser schmerzgefüllten Welt, dennoch die, wie wir glauben, gültige Versicherung empfangen, die letzte Wirklichkeit sei voller Gerechtigkeit und Liebe.«²

Damit finden wir uns mitten im Theodizee-Problem wieder. Die Theodizee in adäquatem Ausmaß zu behandeln, ist (falls dies überhaupt denkbar wäre) nicht Gegenstand dieses Artikels.

Vielmehr geht es darum: Welche Fragen beschäftigen christlich sozialisierte, krebskranke Frauen? Welche Gottesbilder treten in den Vordergrund? Verändern sie sich? Und vor allem: Zu welchen Antworten, zu welchen Lösungen kommen die Betroffenen selbst?

Die folgende Auflistung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern stellt den Versuch dar, den verschiedenen Gottesbildern, Vorstellungen und ihren Veränderungen im Zuge der Erkrankung bei meinen Gesprächspartnerinnen auf die Spur zu kommen. »Also in diesem Zusammenhang ist natürlich das ganze Gottesbild, das sich auch in meinem Leben immer wieder geändert hat, zerbröckelt. Das, was ich mir bis jetzt vorgestellt habe, das stimmt nicht mehr, das passt nicht mehr.«³

Gott – ein Tyrann?

Wenn Gott Liebe ist, wenn Gott sich personal oder transpersonal von seiner Schöpfung betreffen lässt, wenn Gott ein »Du«, ein Gegenüber für den Menschen ist, weshalb helfen dann so oft alle Gebete und Bitten nichts, die an ihn gerichtet werden? Woran liegt es, wenn ein grundsätzlich für den Menschen erreichbarer und ansprechbarer Gott nicht reagiert? »Der Glaube hat mir mal geholfen; er wird mir wieder helfen. Und es hilft mir jetzt gar niemand. Da kommen dann nicht Zweifel, aber die Enttäuschung. Zuerst kommt Enttäuschung. Er hilft mir nicht. Warum hilft, warum hilft er mir nicht?«

Für viele der befragten Frauen lag die Erklärung in einem Gottesbild vom strafenden und prüfenden Richtergott. »Du bist so klein und ich bin der Große.« Gottes Autorität ist unantastbar; man muss sich gut überlegen, was man sagt, wenn man es überhaupt wagt, Gott anzusprechen. Allzu penetrantes Bitten oder gar Fordern

könnte schreckliche Folgen haben – an eine Anklage Gottes oder ein Äußern des eigenen Unmuts ist gar nicht zu denken. »Ich hab im Spital auch zornige Leute erlebt, die mit Gott schimpfen! Na, ich war von den Socken! Also ich war entsetzt! Ich war schockiert! [lacht] Ich seh' es als aufmüßig und zurechtweisend oder fordernd. Das hätte ich nie gewagt!«

Dieser Gott kennt kein Erbarmen und beobachtet die Menschen unentwegt. Er, der alles hört, alles sieht und selbst die geheimsten Gedanken erkennt, unterzieht ihr Verhalten einer permanenten kritischen Prüfung. Dieser Vorstellung korrespondiert das Gefühl, ausgeliefert zu sein. »Das was mich immer wieder einholt, ist dieser erhobene Zeigefinger, der liebe Gott sieht alles und weiß alles. ... also ich hab nichts für mich ...« – »Und man ist ständig unter Aufsicht.«

Gott will, dass menschliches Leben gelingt. Dies bedeutet nicht, dass es perfekt verlaufen muss, sondern dass es trotz aller Endlichkeit, Begrenztheit und Unvollkommenheit nicht im

**»Was mich einholt,
ist dieser erhobene Zeigefinger.«**

Nichts endet. Vielmehr soll der Mensch zu sich selbst finden, in eine immer größere Freiheit hineinwachsen, sodass das eigene Leben immer klarer (verklärt) wird.⁴ Auf diesem Hintergrund finden beängstigende Gottesbilder, die Gott zum Widersacher des Menschen pervertieren, der ihm nichts gönnt und vor dem man Schutz braucht, keine Berechtigung.

Dennoch scheint die Vorstellung von Gott als dem Tyrann, der keinen Widerspruch duldet, hartnäckig weiter zu bestehen und führt in einer ohnehin bereits belastenden Situation zu einer zusätzlichen Verschärfung. »Ja, weil es im Hintergrund präsent ist. Auch wenn ich jetzt versuche, positiv – barmherzig und so weiter –

mich an dem festzuhalten, es ist immer die Schuld und die Strafe vorhanden; die ist immer parat.«

»Weil ich zuviel von meinen Schuldgefühlen überzeugt bin. Irgendwas sperrt und hindert ... Ja, wenn ich jetzt fantasieren würde, denk ich mir, Gott liebt mich nicht. Dann denk ich mir wieder: Aber wen Gott liebt, den züchtigt er. Also somit bleib ich immer im Zweifel, ich bleib immer in Unsicherheit.«

Der Richtergott

Das Bild eines autoritären, strafenden Richtergottes findet sich in seiner Angst machenden und einschüchternden Funktion eines Super-Gottes bei beinahe allen befragten Frauen (zumindest als Teilaspekt) wieder. Dieser unerbittliche Richter bestraft jede Verfehlung, unabhängig von Hintergründen und Motiven, und handelt streng nach seinen eigenen Vorgaben und Geboten. Wer sich nicht daran hält, muss bestraft werden, bis die Ordnung wiederhergestellt ist. »Sicher ist mir das jetzt auferlegt worden als Strafe, um meine Schuld abzutragen.«

Einen solchen Gott auch noch lieben zu müssen, stellt den Menschen vor ein fast unlösbares Problem, das mitunter zu einer massiven Selbstentwertung führt. Das Leid wird mehr als ein von Gott zugelassener Teil der Wirklichkeit

**»Das Schuldgefühl
steckt in mir noch.«**

interpretiert, für den letztlich der Mensch selbst die Verantwortung trägt. An den Menschen allein ist die Frage nach Ursache, Verantwortung und Schuld zu stellen. »Na ja, es ist schon einfach, den Gott für alles verantwortlich zu machen, meine Herrschaften. Es ist ja so: Der Gott

hat an sich eine intakte Erde hinterlassen. Und was haben wir daraus gemacht?»

Schuld wird zur Schuld des Menschen vor Gott, der als strafender Richter über der Welt thronet. Der Mensch macht sich durch sein falsches Verhalten an Gott und seinen Geboten schuldig und wird dafür bestraft, indem er von einem gerechten Schuldsprecher genau das erhält, was er verdient. Je schlimmer die Strafe, umso größer die Schuld. Die Krankheit wird als Strafe Gottes für eine nicht korrekte Lebensführung interpretiert.

»Das Schuldgefühl, ich bin selber dran schuld, dass ich Krebs hab – obwohl es verstandesmäßig Unsinn ist, aber es steckt in mir noch.« – »Was interessanterweise dann geholfen hat, das war, wie dieses Fürchterliche passiert ist, dieser Tsunami. Das hat mir interessanterweise damals geholfen, so dieses: Es geht weit über mich hinaus. Es hat nicht mit mir persönlich zu tun, sondern das gibt es gar nicht, dass so viele Menschen irgendetwas falsch gemacht hätten.«

Die Pädagogisierung des Übels

Einen anderen Aspekt bringt die Ansicht ein, das Böse und die menschliche Schuld dienen der Erziehung des Menschen zum Zweck der Lebensänderung. »Was könnte ich denn noch oder müsste ich noch ... bis natürlich dann: Gott um Hilfe bitten, mir zu zeigen, was ich noch, oder mir zu helfen, es zu finden, was mir hilft.«

Krankheit verweist auf ein Defizit, allein schon vom Begriff her im Gegensatz zur Gesundheit. Wie etwa auch das Wort Lüge darauf verweist, dass eigentlich Wahrheit sein sollte. Die Krankenheilungen im Neuen Testament gelten als Indiz dafür, dass sich statt Krankheit und Scheitern eigentlich Gesundheit und gelingendes Leben vollziehen sollten. Daraus entwickel-

te sich die Annahme, wonach eine Botschaft des guten Gottes in Schmerzen und Leid steckt, die zu verstehen zu einem tieferen Verständnis einer Erkrankung führen könnte.

»Es hat natürlich auch die Phase gegeben, mich schuldig zu fühlen. Irgendetwas muss ich ja falsch gemacht haben, weil sonst hätte ich das ja nicht. Aber ich bin eigentlich auf nichts draufgekommen, was ich anders machen hätte sollen.

»Irgendwas muss ich falsch gemacht haben.«

Also nicht so, dass ich sage: Ja, das und das müsste ich ändern in meinem Leben, dann würde sich an meiner Krankheit irgendetwas verändern.«

Manche meinen, durch die Krankheit soll gewissermaßen durch Angst und Schmerz eine Neuorientierung erzwungen werden. Doch was, wenn das völlig umgekrempelte, aus der Bahn geworfene Leben durch die Finger rinnt und sich all die neuen Erkenntnisse gar nicht mehr erproben lassen? Wo bleibt der Mehrwert einer solchen teuer erkauften Veränderung, wenn sie sich (falls überhaupt) nur noch auf die letzte Lebensphase, das Sterben, positiv niederschlagen kann?

Ein ungerechter Gott?

»Ich kann mich sehr gut erinnern, dass ich manches Mal diese Formulierung gebraucht habe: Das ist nicht fair! Es braucht nicht sein und es ist nicht fair; aus!« Ein in meinen Gesprächen regelmäßig wiederkehrendes Thema war die Frage nach der Gerechtigkeit Gottes. In diesem Zusammenhang wurden auch Gedanken in Richtung Willkür laut, Willkür in dem Sinn, dass es völlig unvorhersehbar ist, wen es trifft, wer krank wird, wer gesund sein, bleiben oder werden darf.

»In der Zwischenzeit sind halt andere Leute krank geworden, gesund geworden, gestorben und ich habe dieses Gefühl, das ist so unsystematisch. Also, das ist nicht persönlich zu nehmen in dem Sinn – in diesem alten katholischen Sinn – dass das eine Antwort von Gott wäre auf Gut und Böse. Brav gemacht, nicht brav gemacht. Es ist einfach so: Gott würfelt und Gott würfelt nicht. Es passiert oder es passiert nicht. Man hat Glück oder man hat nicht Glück.«

Hier wird kein Zusammenhang zwischen Leben, Lebensführung und Tumorerkrankung gesehen. Eine potentielle Verbindung zu Schuld oder Strafe gibt es nicht. Diese Ansicht geht mehr davon aus, dass völlig unabhängig von der Person beschlossen und verteilt wird: Wen es trifft, weiß niemand, man hat auch keinen Einfluss darauf. Der Gedanke an einen Gott, der Gerechtigkeit walten lässt, ist hier eher fremd.

Bei anderen wiederum ist die Wut über eine ungerecht empfundene Verteilung massiv spürbar: »Ich war irrsinnig zornig, ja, ein irrsinniger Zorn. Warum mir? Was hat das mit mir zu tun?

»Wieso dürfen die gesund sein und ich nicht?«

Warum gerade ich? Dann ist noch dazu die Zeit gekommen, wo ich die Haare verloren habe. Ich war auf alle neidisch, die Haare gehabt haben am Kopf: Wieso dürfen die gesund sein und ich nicht? Was hat das mit Gerechtigkeit zu tun? Also auch: Es ist kein gerechter Gott. Es hat nichts mit Gerechtigkeit zu tun.«

Wenn die Auswirkungen der Krankheit auch nach außen hin sichtbar und damit »öffentlich« werden, die Betroffenen sich gezeichnet, manchmal auch entstellt fühlen, wird der Leidensdruck besonders groß. Können grundlegende körperliche Bedürfnisse wie Funktionsfähigkeit, Mobilität und »Ganzheit« nicht mehr

erfüllt werden, führt dies in den meisten Fällen zu schweren seelischen Krisen. Vor allem die Konfrontation mit gesunden Menschen, die ihr Leben ganz normal leben können, gesund und ohne Einschränkungen (und sich dieses Privilegs meist gar nicht bewusst sind), macht zornig und führt zu einer Konfrontation mit einem Gott, der so undurchschaubar »verteilt«. Der Schrei nach Gerechtigkeit und die Überzeugung, dass Gott nicht gerecht sein kann, machen betroffen. Wie damit umgehen, dass Gott scheinbar nur für manche Menschen gerecht und barmherzig ist?

Ein schuldiger Gott?

Die Hälfte meiner Interviewpartnerinnen hat zumindest eine Zeitlang eine direkte Verbindung zwischen sich bzw. ihrem Verhalten und ihrer Erkrankung gesucht. Für sie lag die Ursache ihres Tumors klar in ihrem Selbstverschulden. Die anderen fanden jedoch auch bei genauerer Reflexion nichts in ihrem Leben, das die Bedrohung mit einer so schweren Krankheit rechtfertigen könnte, nichts, was sie daraus hätten lernen können, keine Veränderungen, die dringend notwendig gewesen wäre und für die der Tumor ein Anstoß hätte sein können. Hier zeigt sich die Sinnlosigkeit, die immer wieder zum Ausdruck

»Wer ist dann schuld?«

gebracht wird. Sie fühlen sich auch nicht schuldig an etwas, das diese Strafe verdient hätte. Manche stellen hier die Frage, bei wem die Schuld dann liegt?

»Und das war auch so ein Moment, wo ich mich nicht wirklich verstanden gefühlt habe, wo eine gute Freundin dann zu mir gesagt hat: Und gibst du Gott die Schuld? Na ja, ich meine, so

kann man es nicht sagen, das hat jetzt nichts mit Schuld zu tun. Das müsste eigentlich anders ausgedrückt werden, nicht wahr? Aber wenn ich nicht schuld bin, wer ist denn dann schuld?»

Ein (mit)leidender Gott?

»Unlängst habe ich gehört: Gott leidet mit mir mit. Ich bin richtig ärgerlich geworden! Danke ich mir, ich will überhaupt nicht, dass der mit mir mit leidet. Was habe ich davon?« Die Unlösbarkeit der Theodizeefrage einzugestehen, ist weniger als Zeichen von Schwäche, sondern vielmehr als Zeichen von Aufrichtigkeit zu interpretieren. Doch es signalisiert für viele nichts anderes als eine Kapitulation, die aufs Neue bestätigt, in welcher unlösbare Schwierigkeiten sich der

»Vielleicht,

weil ich es tragen kann.«

Glaube an Gott verstrickt. Dabei empört die Vorstellung eines Gottes, der Leiden zwar verhindern kann, es aber nicht tut, immer wieder von neuem – egal, ob man nun an ihn glaubt oder nicht.

Der Gedanke, Gott sei unberührter Zuschauer des menschlichen Leids, ruft zwangsläufig Protest hervor, denn ein solcher Gott kann unmöglich der barmherzige und liebevolle Vater sein, den Jesus Christus verkündet hat. In diesem Zusammenhang sind dann auch andere Motive interessant, die von meinen Gesprächspartnerinnen skizziert wurden: Stellvertretung, Kreuzweg und Nachfolge. »Aber ich kann es wahrscheinlich leichter tragen, weil ich auch mitgetragen werde, ja? Und wer weiß, warum ich es bekommen habe? Vielleicht, weil ich es auch tragen kann. Vielleicht besser ich als eine Mutter, die noch drei kleine Kinder hat.«

»Viele Menschen machen ihren Kreuzweg während ihrer Krankheit. Weil ärger, als was so mancher durchleben muss und was man da mitmacht ..., ja, das bezeichne ich oft als einen Kreuzweg.« – »Ja dann hab ich mich sehr lang damit beschäftigt, dass Jesus Christus am Kreuz gestorben ist, für uns gestorben ist. Dass er Schmerzen – da kommt jetzt meine Schmerzsymptomatik dazu – dass er Schmerzen zu ertragen gehabt hat, ja, [weint] und dass es nur recht und billig ist, wenn ich auch Schmerzen ertrage.«

Ein liebevoller Gott?

Es fällt den Frauen schwer, ihre Erfahrung während der Krankheit mit dem Bild eines liebenden Gottes zu vereinbaren. Ihr bisheriges Gottesbild greift nicht mehr, zu viele Fragen, zu viele Zweifel tun sich auf. Die Verbundenheit Gottes mit seiner ganzen Schöpfung lässt sich nicht mit dem verknüpfen, was gerade mit ihnen geschieht – vor allem nicht ihre bisherige Definition von Liebe. »Wie kann ich mir so einen liebenden Gott vorstellen? Für mich passt es nicht wirklich zusammen. Wenn ich das ganze

»Es fühlt sich überhaupt nicht nach Liebe an.«

Leiden im Spital sehe oder sonst irgendeine Katastrophe oder kranke Kinder, dann stellt sich für mich einfach die große Frage: Ja, ist da in der Schöpfung was schief gegangen? Was hat das zu bedeuten?»

»Gott ist die Liebe, ja. Aber was ist jetzt Liebe, wenn das alles dazugehört? Da gibt es in den asiatischen Religionen, da schauen auch die Götter ganz anders aus, also mit Fratzen und da ist Gott nicht nur der Schöpfer, sondern da ist er

auch der Zerstörer. Da ist er auch derjenige, der vernichtet. Also dieses Ganzheitliche zu nehmen, so wie es halt das Dunkel und das Helle gibt.«

»Verzeihend kann schon sein, ja, aber, pah, barmherzig empfinde ich ihn momentan nicht. Wenn ich von einem liebenden Gott rede und Gott liebt mich, dann denke ich mir: Es fühlt sich überhaupt nicht nach Liebe an. Auf jeden Fall nicht das, was ich mir bis jetzt unter Liebe vorgestellt habe.«

Trotz allen Zweifels und allen Schmerzes erfahren die Betroffenen einer Tumorerkrankung Gott auch als hilfreich und unterstützend. Manche Sequenzen in den Interviews berühren durch die Verdeutlichung des Stellenwerts, den

**»Es hat nichts und niemand
meine Liebe zu Gott
zerstören können.«**

Glaube und Gottesbeziehung vor allem in der schweren Zeit der Operationen und Therapien haben. »Ich war dann etwas über drei Monate im Krankenhaus... ja, es war nicht ganz einfach, sag ich mal, obwohl mein Schmerzpegel relativ hoch ist ... aber ohne meinen Glauben wäre ich gestrandet irgendwo, hätte ich draufgehaut, hätte ich gesagt: Nein, das tu ich mir einfach nicht an.«

»Es hat nichts und niemand meine Liebe zu Gott zerstören können. Oder überhaupt in Frage stellen. Da kämpfe ich wie eine Tigerin, denn er ist sicherlich ein Teil meines Lebens, also ein Teil von mir oder ich von ihm.« – »Aber ich hab mich so, so fest angeklammert ...«

Die Auseinandersetzung mit der Frage nach dem Sinn ihres Leidens und warum Gott ihre Erkrankung zulässt, stürzt viele Frauen in tiefe Zweifel. Andere bewahrt ihr Vertrauen auf Gott davor, auch wenn sie deshalb nicht völlig frei von Ängsten werden. Sie sind getragen von dem po-

sitiven Gottesbild eines liebevollen Vater- oder Muttergottes, der/die sich zärtlich um seine/ ihre Kinder kümmert (vgl. z.B. Lk 15,11-32). Aus diesem Bild spricht ihre Sehnsucht danach, geborgen zu sein und nicht allein zu kämpfen. Trotz allem Zorn und aller Ungewissheit überlebt bei den meisten die Überzeugung, dass es »so etwas« gibt.

»Ja, der liebende Vater ist natürlich schon etwas Schönes. Wer wünscht sich das nicht? Egal, ob ich es jetzt Vater oder Mutter nenne, dieses Geborgenheitsgefühl, da ist einfach eine tiefe

**»Ohne meinen Glauben wäre ich
gestrandet irgendwo.«**

Sehnsucht in jedem Menschen drinnen. Ich versuche es mir immer wieder zurückzuholen, so weit es mir halt möglich ist. Ich weiß trotz allem: Ja, da gibt es irgendetwas, auch wenn ich es nicht weiß und nicht kenne.«

»Aber ich denke mir, wenn du klare Bilder vor Augen hast, dann kannst du Kräfte fokussieren und kommst dort auch schneller hin. Und wenn du halt irgendwie Kräfte göttlich erlebst, dann hast du halt vielleicht das Gefühl auch, es schiebt noch jemand hinten an vielleicht, wenn du es brauchst, oder so.«

Redliche Theologie kann sich der Herausforderung der Theodizeeproblematik nicht entziehen, wenn sie glaubwürdig bleiben will. Dabei gilt es, keine vorschnellen, billigen, beruhig-

**»Es schiebt noch jemand
hinten an.«**

genden Antworten zu liefern, sondern »sich der ganzen Härte der Frage zu stellen, die eigene Antwortlosigkeit auszuhalten, um glaubwürdige Perspektiven zu ringen, und sei es im Offenlassen von Fragen«⁵.

Diese *reductio in mysterium* ist allerdings äußerst unpopulär und birgt die große Gefahr, sich den Vorwurf der Feigheit, Naivität und unwissenschaftlichen Irrationalität einzuhandeln. Und doch ist es möglicherweise das einzig glaubwürdige Angebot, das wir den Betroffenen machen können: mit ihnen, für sie, trotzdem zu glauben an den Gott, der aus allem und

in allem einen Sinn enthüllen kann, der uns übersteigt.

Judith Heizer, Dr. phil, Dr. theol., ist Pastoraltheologin und Pädagogin sowie Case Managerin im Sozial- und Gesundheitsbereich mit Schwerpunkt MammaCa. Sie ist derzeit als Wertebeauftragte für die Einrichtungen der Barmherzigen Schwestern in Innsbruck tätig.

¹ Diesem Artikel liegen qualitative Untersuchungen an 15 Krebspatientinnen in Wien und Innsbruck zugrunde. Sie bildeten die empirische Grundlage für meine Dissertation: Judith Heizer, *Es fühlt sich überhaupt nicht nach Liebe an. Eine qualitativ-empirische Studie zu Theodizee, Gottesbeziehung und*

Gottesbild im Gespräch mit Krebskranken, Dissertation, Kath.-Theol. Fakultät der Universität Wien 2006. Dort auch Belege und Literatur.
² Clive Lewis, *Über den Schmerz*, Köln 1994, 27.
³ Alle O-Töne von Betroffenen stammen aus meiner Untersuchung. Sie werden im weiteren Text nicht

mehr eigens belegt.
⁴ Matthias Beck, *Der Krebs und die Seele, Gen – Geist – Gehirn – Gott*, Paderborn 2004, 224.
⁵ Hans Kessler, *Gott und das Leid seiner Schöpfung. Nachdenkliches zur Theodizeefrage*, Würzburg 2000, 8.